



Doğan Akhanlı beim historisch-interkulturellen Stadtrundgang an der Stelle, wo Talaat Pascha 1921 erschossen wurde.

Doğan Akhanlı

Reisewege und Alpträume

Endlich bin ich in Berlin! Endlich werde ich meinen Fuß in die Stadt setzen, die dem 20. Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt hat! Ich bin über vierzig, aber aufgeregt. Wie allen Türken ist auch mir der Satz bekannt, der als Fußnote in unseren Geschichtsbüchern steht: „Talaat Pascha wurde am 15. März 1921 in Berlin von einem kriminell veranlagten Armenier ermordet.“

Und weil wir Türken für Fragen und Details nicht viel übrig haben, interessierten mich bislang Fragen wie die folgende nicht wirklich: Was hatte der osmanische Großwesir und Innenminister der Jahre des Ersten Weltkrieges, der mächtige ‚Organisator‘ von „Ittihat ve Terakki“ (politische Partei der Bewegung der Jungtürken, Anm. d.R.), in Berlin zu suchen? Warum lief er einem armenischen Studenten über den Weg? Was hatten ein Pascha und ein Student eigentlich miteinander zu schaffen? Doch halte ich ein Buch in den Händen, das die Umstände des Todes unseres geliebten Paschas detailliert aufklärt. Das Geschenk eines Freundes. (Ich habe keine Ahnung, warum man einem Türken solche Bücher schenkt!) Auf dem Einband des Buches ist auch ein Foto unseres Paschas abgebildet. Dass er schnauzbärtig ist, entspricht meinen Vorstellungen, aber der Ausdruck in seinem Gesicht ist nicht so mild, nicht so weich, wie ich angenommen hatte. Will man dem Buch in meiner Hand glauben, verfügte unser lieber Pascha auch über besondere Fähigkeiten – ein Spezialist eben!

Der Zug hielt an. Als ich am Bahnhof Zoo ausstieg, beschlich mich ein Gefühl, als sei da ein Missklang zwischen dem Raum,

in dem ich mich gerade befand, und der Zeit. Die Kleidung der Menschen, die Rolltreppen, die sich automatisch öffnenden und schließenden Türen sowie die Geldautomaten befremdeten mich. Ich holte tief Luft – wie man das in solchen Momenten so macht – und kniff mich selbst in den Arm. Ich drehte und wendete das Buch, das meine Reiselektüre gewesen war, hin und her und las noch einmal alles, was auf dem Einband stand: Der Völkermord an den Armeniern: Der Prozess Talaat Pascha. Nein, ich bin nicht in einem Traum. Ich bin in der richtigen Zeit und dem richtigen Raum. Es besteht kein Grund zur Sorge. Außerdem ist es nicht März, heute ist auch nicht Dienstag, der Himmel ist bewölkt und es nieselt.

Die Hardenbergstraße

Aber als ich das Straßenschild Hardenbergstraße sah, konnte ich das Gefühl, hier und jetzt einem blassen, schwindsüchtigen, epileptischen jungen Mann zu begegnen, nicht unterdrücken. Sollte ich diesem jungen Armenier namens Soromon über den Weg laufen, wäre auch eine Begegnung mit Talaat Pascha, dem osmanischen Großwesir, unvermeidlich.



Damit Doğan Akhanlı auch im nächsten Jahr wieder Stadtführungen – wie hier in der Berliner Hardenbergstraße – mit ASF organisieren kann, braucht der inhaftierte Schriftsteller jetzt unsere Unterstützung: www.gerechtigkeit-fuer-dogan-akhanli.de.

Ich lief die Hardenbergstraße entlang. Dann blieb ich plötzlich stehen. Ich stand vor einem Theater. Zur Hardenbergstraße hin hatte es keine geeigneten Fenster. Also hätte Soromon Tehlirjan – lebte er heute – kein Fenster gefunden, um das gegenüberliegende Haus zu beobachten, wie er es im März 1921, im zweiten Stock hinter Vorhängen stehend, getan hatte. Aber in dem gegenüber liegenden Haus wohnte heute ja auch nicht mehr Talaat Pascha nebst Gattin.

Während meine Blicke noch an die Stelle geheftet blieben, an der ich den damaligen zweiten Stock vermutete, durchschnitt jemand die Zeitschleife der achtzig Jahre. Es regnete nicht mehr. Die Sonne stand so hoch wie eintausendneunhundertundfünfundzehn Lanzenschäfte. Die Straße verengte sich allmählich. Gebäude, Bürgersteige, Regenschirme und Mäntel verwandelten sich in ihren Zustand des Jahres 1921. Das Theatergebäude wurde zu einem freistehenden Wohnhaus, die Hausnummer zu 37. Einzig ich blieb, der ich war.

Begegnungen mit dem Pascha

Da bewegte sich der Vorhang am Fenster im zweiten Stock. Soromon Tehlirjan, der beobachtete, dass Talaat Pascha gerade das Haus verließ, wurde vermutlich wieder mit offenen Augen von Alpträumen überwältigt. Seine Mutter, deren Leichnam auf dem Weg der Deportation verwesete, stand leibhaftig vor ihm und machte ihm Vorhaltungen: „Schande über einen Sohn, wie du es einer bist! Der Mörder deiner Mutter, deines Vaters, deiner Brüder und deiner Schwestern, deines ganzen Geschlechts ist hier in Berlin. Gleich da vorne, in dem gegenüber liegenden Haus mit der Nummer 4 ... Worauf wartest du noch? Was für ein Sohn bist du? Wer wird uns unsere Seelenruhe geben, wenn du unser Blut ungesühnt lässt?“ Und Soromon Tehlirjan schob die Kugel, die Talaat Paschas Leben auslöschen sollte, in die Pistole, die er immer bei sich hatte und die dem Sachverständigenbericht zufolge das Herstellungsdatum 1915 (!) trug. Der junge Mann, der am Dienstagmorgen des 15. März 1921 seinen Alpträumen ein Ende setzen wollte, ging an mir vorbei, um Talaat Bey zu folgen.

Talaat Bey befand sich gedankenverloren auf seinem Weg zum Zoologischen Garten; tatsächlich jedoch war er in jenem Augenblick wohl gar nicht in Berlin, sondern im März des Jahres 1915 in seinem Arbeitszimmer im Ministerium und diktierte seine chiffrierten Telegramme an die Armeekommandanten, an seine Gouverneure, Landräte und Regierungspräsidenten, jene Telegramme, die im Jahre 1919 dem Militärgericht in Istanbul als Beweismittel vorlagen. Ein Ruck ging durch seinen Körper. Dann drückte er seine Handflächen fest gegen die Ohren. War er etwa mitten in einem Alptraum gefangen? Oder drohte sein Hirn von den Schreien der Armenier zu bersten?

Soromon Tehlirjan, der eine Zeit lang im leichten Laufschrift auf dem rechten Bürgersteig gegangen war, wechselte auf die linke Straßenseite, als er auf Talaats Höhe angelangt war, und bewegte sich auf den Pascha zu. Ich sah Talaat Bey stürzen und Soromon Tehlirjan, der ihm in den Hinterkopf geschossen hatte, die Waffe wegwerfen und in Richtung Fasanenstraße fliehen. Er kam nicht weit. Die Umstehenden, ermutigt auch durch die Tatsache, dass er unbewaffnet war, warfen sich auf ihn und überwältigten ihn. Soromon versuchte sich mit den Worten zu verteidigen: „Ich bin Armenier, er ist Türke. Was haben die Deutschen damit zu tun?“ Dann packten sie ihn und brachten ihn zur Polizeistation.

Reglos blieb ich stehen und dachte darüber nach, was es heißt, Armenier zu sein:

Anhaltende Alpträume

Wenn ich mein Leben lang mit den ein Jahrhundert währenden Alpträumen eines Genozids gelebt hätte, wie hätte ich die Lügen ertragen und wie die Geschichtsverdrehungen? Wie hätte mich die Fotocollage in der Tageszeitung Hürriyet verletzt, auf der man einen Hund gegen das Denkmal von Komitas pinkeln ließ? Wie hätte mich das zweiundvierzig Meter hohe, aus Stein gehauene Bajonett erzürnt, das in der Nähe des Ararat errichtet wurde, dieses Genozidmahnmal à la turca? Wenn ich beispielsweise der Patriarch von Konstantinopel wäre und nahezu alle meine Verwandten durch den Völkermord verloren hätte und immer

**„Hallo, Doğan!“ sagte er, „was hast du?
Du siehst ja furchtbar aus.“**

„Ich glaube, ich hatte einen Alptraum“, antwortete ich.

**„Mach dir nichts draus!“ tröstete mich Kirkor.
Dann sprach er wie Edgar Hilsenraths Meddah:**

„Alle Türken haben Alpträume!“ und fügte nach einer
Pause hinzu: „Schön wär’s!“

wieder mit der Frage der Journalisten konfrontiert würde: „Hat es den Genozid gegeben?“, was hätte meine Zunge gesagt, wie hätte mein Herz geblutet? Hätte ich vielleicht, alle Konsequenzen in Kauf nehmend, den Mut gehabt, wie Yusuf Akbulut, ein Geistlicher der syrisch-orthodoxen Kirche, zu sagen: „Nicht nur Armenier, sondern auch Aramäer-Assyrer wurden Opfer des Genozids“? Wenn ich es gesagt hätte, wäre ich dann, eines Tages, zur Zielscheibe der als Worte getarnten Kugeln der Medien geworden? Wenn mir, wie den Armeniern meiner Generation, von meinen Großeltern nicht einmal ein Taschentuch oder ein Stückchen Stoff geblieben wäre, mit welchen anderen Bedeutungen wäre dann für mich das Wort Genozid beladen?

Eine andere, wichtigere Frage hat mich dann noch beschäftigt: Wie lange noch würden wir, diejenigen mit türkischer Identität, mit dieser in unsere Seelen eingemeißelten Identität von Mördern leben? Wie viel Zeit musste noch verstreichen, diese Schuld anzuerkennen?

Wann wird es einen türkischen Staatspräsidenten geben, der – sich ein Beispiel an Willy Brandt nehmend – am Mahnmal in Jerewan niederknien und vor aller Welt um Vergebung bitten wird? Wann werden unsere Seelen, unsere Leben und unsere Lieben zur Ruhe kommen? Wann wird dieser Boden, auf dem der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts stattfand, auf dem Armenier, Aramäer, Assyrer und andere Völker – von denen man nicht einmal mehr die Namen weiß – vernichtet wurden, auf dem Griechen das Lebensrecht verwehrt und christlichen sowie jüdischen Gemeinden mit der Vermögenssteuer und den Ereignissen vom 6./7. September 1955 das Leben zur Hölle gemacht

wurde, auf dem Aleviten ermordet, Yeziden sowie Roma diskriminiert werden und die Existenz von Kurden, Zehntausenden von Toten zum Trotz, gezeugt wird – wann wird dieser Boden seinen Frieden finden?

Während ich mich mit diesen Fragen quälte, legte mir jemand die Hand auf die Schulter. Mag sein, dass es unwahrscheinlich klingt, aber es war in der Tat ein armenischer Bekannter aus Köln. „Hallo, Doğan!“ sagte er, „was hast du? Du siehst ja furchtbar aus.“

„Ich glaube, ich hatte einen Alptraum“, antwortete ich.

„Mach dir nichts draus!“ tröstete mich Kirkor. Dann sprach er wie Edgar Hilsenraths Meddah:

„Alle Türken haben Alpträume!“ und fügte nach einer Pause hinzu: „Schön wär’s!“

Übersetzt aus dem Türkischen von **Hülya Engin**.

Doğan Akhanlı, Jahrgang 1957, ist deutsch-türkischer Schriftsteller und lebt in Köln. Der langjährige ASF-Projektpartner wurde im August 2010 bei der Einreise in die Türkei festgenommen. Seitdem ist er unter fingierten Terrorismusvorwürfen in Haft. Aktuelle Informationen unter: www.gerechtigkeit-fuer-dogan-akhanli.de



► Gemeinsam mit der Griechischen Gemeinde und der Raphael-Lemkin-Bibliothek in Köln organisiert Aktion Sühnezeichen Friedensdienste regelmäßig historisch-interkulturelle Begegnungen mit TeilnehmerInnen armenischer, griechischer, türkischer und deutscher Herkunft. Die Auseinandersetzung mit historischer Gewalterfahrung, Genozid, Vertreibung und Diskriminierung steht dabei im Vordergrund. Weitgehend unbekannt ist, dass sich beispielsweise in Berlin viele historische Schauplätze für eine derartige Auseinandersetzung befinden. Entlang der Hardenbergstraße in Berlin-Charlottenburg existieren zahlreiche Bezüge zum armenisch-deutsch-griechisch-türkischen Beziehungsgeflecht. Der deutsch-türkische Schriftsteller Doğan Akhanlı, Mitinitiator dieser Begegnungen, beschreibt in seinem Roman „Der letzte Traum der Madonna“ seinen ersten Besuch in der Hardenbergstraße.